Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 5

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wühl und die beiden tanzten weiter, unaufhörlich, hingegeben, trunken.

Kurz vor der Demaskierung flüsterte die kleine weiße Frau ihrem Tänzer zu: „Ich werde meine Maske nicht abtun."

„Warum?" fragte er, „soll ich dich denn nie erblicken? Bist du nicht die, über die einst ein Spiegel einer Königin sagte: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier! Aber Schneewittchen hinter den Bergen bei den sieben Zwergen ist noch tausendmal schöner als Ihr?!"

Sie blieb eine Weile stumm, dann sagte sie: „Wohl, du darfst mich sehen — aber —"

„Nun?" drängte er.

„Aber", fuhr sie fort, „nicht hier. — Nein, nicht hier. Ich fürchte mich vor — — den andern, den vielen ...."

Ihr Körper erschauerte.

Er faßte sie fester.

„So gehen wir fort", sagte er, „ja, wir gehen, wohin uns niemand folgen kann. Ich weiß ein verborgenes Nest, ein stilles Stübchen hoch oben in einem ganz alten Hof. Dort sollst du mein Gast sein, dort wollen wir Karneval feiern, du und ich — keiner sonst."

„Mir ist bange", sagte sie nur. Doch schon trug er sie aus dem Getümmel, legte ihr den Pelz um (wie kostbar der doch war, er aber — nur ein armer Maler).

Engumschlungen glitten sie durch die von Vermummten wimmelnden Straßen. Masken riefen ihnen Keckheiten zu. Gesang, aufflackerndes bengalisches Licht, Pfiffe und Peitschenknallen schlugen wie eine Welle über ihnen zusammen.

Sie gelangten in einen ruhigen, ihr fremden Vorort, und da schloß er auch schon das große knarrende Hoftor eines Hauses auf und leitete sie in eine geheimnisvolle Finsternis hinein. Sie bebte heftig und sagte mit angstvoller Stimme: „Heute ist Karneval, heute — nur heute!"

Er drückte sie besinnungslos an sich.

„Wer bist du?" fragte er, „sagst du es mir jetzt?"

Ihre Zähne schlugen hörbar aneinander. „Ich bin nur ein Schneewittchen", stammelte sie.

„Und ich der Teufel", sagte er voll Trotz, „der deine arme unschuldige Seele vielleicht zugrunde richten wird." Und er zog sie heftig mit sich in das Innere des verbauten Hofes hinein.

Aus einem Fenster im Erdgeschoß floß schwacher Lichtglanz auf den Schnee. Lautenspiel und weiches Singen drang daraus hervor.

Die Frau horchte auf. „Wer feiert da? Was singen sie?" — fragte sie und drängte näher zum Licht.

„Laß!" erwiderte er ungeduldig. „Das ist ein Wandervogelnest, nichts weiter. Weltfremdes Gelichter, das den Karneval verachtet und dem Leben abhold ist."

„Einen Augenblick nur", bat sie und trat an das niedrige Fenster.

Drinnen saßen zwei halbwüchsige Buben und drei Mädchen. Ueber ihren Häuptern hing an roten Bändern ein Kranz aus Kieferngrün; ein Wachslicht brannte auf dem klobigen Bauerntisch. Aus dem Ofenloch kroch ein kleiner, verlorener Schein über die Diele. Die Fünf saßen gesenkten Hauptes, ganz versunken. Einer der Knaben zupfte die Laute. Die andern sangen dazu, gedämpft und in sich gekehrt. Sie sangen ein altes Volkslied voll Sehnen und Schwermut. Nun konnte man auch die Worte verstehen.

„Sprich, willst du nach Hause gehn mit mir,
Aus der Burg wohl über dem See?
Deine Kindlein unten weinen nach dir,
Du schöne junge Lilofee."

Und eh' ich die Kindlein weinen laß
Im tiefen, tiefen See,
Scheid ich von Laub und grünem Gras,
Ich arme, junge Lilofee ..."

So endete das Lied.

Eines der Mädchen kniete vor dem Ofen nieder und schloß die Tür. Ein anderes nahm das bunte Tuch vom Tisch und faltete es sorgfältig.

„Sie brechen auf", raunte der Mann.

Die Frau aber schien seine Worte nicht zu vernehmen. Sie stand da, den Kopf an die Wand gelehnt, als lauschte sie noch immer.

„Komm!" mahnte er.

Langsam richtete sie sich auf.

„Ich will nach Hause", sprach sie tonlos.

„Du — willst — —? — Sei nicht wahnsinnig", flüsterte er wütend und verlangend zugleich. „Wozu sind wir hierher gegangen?"

„Laß mich fort", bat sie nur.

Ein hämisches Lächeln umspielte seinen Mund. „Und wenn ich dich gefangen nehme, Schneewittchen? Der Schlüssel ist in meiner Hand!"

Da nahm sie die Maske ab und er sah in ihr feines, bleiches und tiefernstes Gesicht.

„So werden mich die Wandervögel befreien, wenn ich sie darum bitte", sagte sie sehr ruhig.

„Aber weshalb", flehte er, „hast du dich so plötzlich besonnen? Wollten wir nicht Fastnacht miteinander feiern — du und ich?"

„Vielleicht wollte ich es", sagte sie leise, „vorhin, als ich vergessen hatte, daß meine Kindlein nach mir weinen ..."

„Deine — deine Kindlein?" stammelte er verstört.

„Ja", sagte sie und Tränen erstickten ihre Stimme, „ich verließ sie, weil Tanz und Trubel lockten, weil ich einmal wieder leichtsinnig und ungebunden sein wollte wie in meiner Mädchenzeit, weil — hast du übrigens den Pierrot bemerkt, der mich beobachtete?"

„Ich sah ihn wohl, den Frechling!"

„Es ist der Vater meiner Kinder. Ich erkannte ihn. — Und nun laß mich gehen."

Da geleitete der Maler die Frau zum Tor.

„Nicht mitkommen", bat sie.

Er streckte die Arme nach ihr aus, wagte jedoch nicht, sie zu berühren.

„Soll ich dich denn niemals wiedersehen?" stöhnte er auf. „Sag mir doch wenigstens deinen Namen."

Sie gab ihm still die Hand, lächelte und sagte: „Mutter werd ich genannt."

Rundschau.

Polen paktiert.

Es ist dem „Dritten Reiche" gelungen, eine Bresche in die Mauer seiner Gegner zu brechen. Polen hat paktiert, hat die Verträge, die es mit seinem alten Freunde Frankreich abgeschlossen, praktisch anulliert, hat im übrigen auch den Nichtangriffspakt mit den Sowjets irgendwie entkräftet, und, wenn man's genau betrachtet, hat auch der Völkerbund den Schuh bekommen. Daran kann kein Zweifel bestehen.

Die französische und die englische Presse haben verstanden, was geschehen, und gewisse Blätter verraten sehr deutlich durch den entrüsteten Ton, wie sehr man verstanden habe. Wie, so tönt es: Einen zehnjährigen Vertrag, mit dem Versprechen unbedingter Neutralität? Mit dem dokumentierten Willen, keine Streitfrage anders als durch friedliche Mittel zu entscheiden? Soll das vielleicht auch gelten für den Fall, daß das Dritte Reich Frankreich oder die Tschechei angreift? Oder auch für den Fall, daß der Völkerbund seine Mitgliedstaaten auffordert, gegen einen Friedensbrecher, der ja auch Deutschland sein könnte, zu marschieren? Versteht Polen, was es getan? Am Vorabend des großen Handstreiches der Nazi ge-

gen Oesterreich sagt sich Polen feierlich los von der Front aller Garanten der Versaillerverträge und der darin garantierten Grenzen?

Polen weiß, was es getan. Englische Zeitungen erklären kurz und dürr, daß die, die sich gleichen, zusammenkamen; der Pilsudski-Fascismus und der Hitlersche haben sich gefunden und pfeifen auf die ohnmächtigen und in diplomatischer Versteinerung dahin vegetierenden „liberalistischen" Staaten des Westens. Es ist kaum ein Zufall, daß die folgenden Dinge zusammenfallen:

Einmal die „Verfassungsreform" in Polen, welche dank Auszug der Opposition angenommen wurde. Das Parlament wurde zu einem „Regierungsinstrument" erklärt, alle möglichen Volksrechte ausgeschaltet und zu Rechten des jeweiligen Staatspräsidenten und seiner ernannten Minister gemacht.

Sodann die bevorstehende deutsche „Reichsreform", zu deren Gutheißung man den Reichstag einberuft und die vor sich her ganze Wolken abenteuerlicher Gerüchte schickt: Deutscher Einheitsstaat, Aufhebung der Länder, Wiederherstellung der Gaue nach System Karls des Großen. Nur eins bringt diese Verfassung nicht: Die Rückkehr der Monarchie. Im Gegenteil, die Nazis haben sich die Monarchisten zu ihren neusten Gegnern ausgesucht und bei Anlaß von „Kaisers Geburtstag" seinen Getreuen allerlei Demütigungen zugedacht. Neu-Deutschland wie Neu-Polen erklären die Staatsform als nebensächlich; auch darin sind sie gleich.

Endlich fällt in die gleiche Zeit die Klage Oesterreichs gegen Berlin, die Anrufung des Völkerbundes, die demütigende Nichtbeantwortung einer Note Dollfußens durch die Berliner-Regierung, die siegessichere Prophezeiung von Goebbels, die Nazis würden mit Dollfuß und Wien auch ohne Hilfe aus dem Reiche fertig werden. Das alles sind Symptome für bevorstehende Dinge in und um Wien, und Frankreich fragt sich mit Bangen, ob Polen den Deutschen freie Bahn gegen Oesterreich zugesagt.

Es ist interessant, daß die Sowjetpresse behauptet, die Deutschen hätten vor den Polen kapituliert und den „Korridor" anerkennen müssen. Mit solchen Darstellungen belügt sich Moskau nur vor der eigenen Oeffentlichkeit. Insgeheim wissen die Leute im Kreml, daß die Dinge anders stehen, daß das Dritte Reich Polen aus der Allianz der Nichtangriffspakte, diesem sowohl Moskau als Frankreich dienenden System, herausmanövriert hat. Fortan wird die polnische Front sich ostwärts richten, mit dem deutschen Druck im Rücken. Uebermorgen wird auch die Prawda schreiben, daß der Fascismus gegen Rußland aufmarschiere.

Henriot-Herriot.

Wegen eines Ministers, der vor den Anklagen der republikfeindlichen Parteien, zu deren Sprachrohr sich Herr Henriot gemacht, nicht ganz sattelfest gewesen, muß Chautemps gehen. Raynaldy heißt der Mann, von dessen Rolle im gegenwärtigen Ministersturz die Weltgeschichte möglicherweise die Krise der französischen Republik herleiten wird. Herr Chautemps erwog mehrfach hin und her, ob er nur diesem Mann fallen oder mit seinen sämtlichen Leuten abtreten solle. Alle geschickten Windhunde der Politik und des Journalismus sind drei Tage lang auf den Beinen gewesen, um den besten Weg für die bedrängten Parteien, hinter welchen die bösen Gerüchte her sind, zu finden. Der immer noch angesehenste Chef der Radikalsozialisten, Herr Herriot, der nicht gern den Karren gerade in der schlimmsten Situation übernehmen will, war der Ansicht, Chautemps solle ausharren. Aber Herriot drang am Ende doch nicht durch, und nun fragt es sich, ob der schon lange im Hintergrunde wartende Chef selber oder nochmals ein Vorgeschobener die Zügel ergreifen soll.

Gewiß, Herriot-Henriot sind heute, ob das zugestanden wird oder nicht, und ob man's überall begreift oder diesen Tatsachen blind gegenübersteht, zwei Pole, der eine pro, der andere contra Parlamentarismus; die Untersuchung gegen alle korrumpierten Minister, Abgeordneten, Juristen, Journalisten, das ist's, was Henriot wünscht und Herriot weitgehend erlauben muß. Alle, die hinter Henriot stehen, ersehnen den Tag, wo sie alle hängen bleiben, die Vertreter der „laiizistischen", freidenkerischen, freimaurerischen, halb-sozialistischen Linken; alle, die dagegen um Herriot herumstehen, sind bestrebt, nur die erwischen zu lassen, deren Sturz nicht das ganze System in den Abgrund reißt.

Was muß das für ein Staat sein, dessen Gerichte einen Handel gegen einen notorischen Großbetrüger sechs Jahre lang oder länger immer wieder vertagen! Welch ein Sumpf sind diese Gerichtshöfe, die eine Sitzung nicht erledigen können, weil aus einem Dossier 1200 Dokumente gestohlen wurden! Und von wem gestohlen! Die Ausbeutung dieser Tatsachen gleicht aufs Haar der vormals in Deutschland gegen die „Korruption der Demokratie" entfachten Wut; man weiß, daß nichts so sehr das Vertrauen in die Linksparteien untergraben wie gerade das Schlagwort: „Demokratie-Korruption!" Das ganze reaktionäre Frankreich ist auf den Beinen, in Paris demonstriert die aufgeregte Jugend ohne Unterbruch, verstärkt durch alle irgendwie von Finanzängsten aufgescheuchten Kleinbürger und verhetzt durch jene, die tatsächlich durch den Herrn Stavisky zu Schaden gekommen.

Wenn in Deutschland noch etwas mehr zur Diskreditierung der Parlamentsherrschaft (nicht Volksherrschaft!) beitrug als die vertuschte und unvertuschte Korruption, so war es die affenartige Behendigkeit, sich um jede wirkliche Tat zu drücken. Man muß beobachten, wie fix und bereit zu jedem Kuhhandel auch in Frankreich die Abgeordneten sind, und wie sie nun schon wochenlang alle Listen anwenden, um eine möglichst ungefährliche „Untersuchungskommission" zu bestellen. Wahrhaftig, wenn einmal auch die französische Insel des Parlamentarismus von den Fluten des Fascismus überschwemmt werden wird, dann haben es sich die Herren selber zuzuschreiben. Sie haben nachgerade zu viel geklügelt und zu lange nichts getan!

Kein Wunder, daß einem Lande, das in seinem Lebensnerv, seinem öffentlichen Vertrauen, dermaßen erkrankt, wie Frankreich heute erkrankt ist, die Verbündeten abspringen, und daß seine Gegner mit immer höhnischer aufflammender Zuversicht tun, was sie wollen: Siehe Polen, Drittes Reich und Oesterreich!

Und Stalin spricht.

Die russische Kommunistenpartei hat sich versammelt, ein Jahr später als geplant war: Vor einem Jahre kriselte es bei den neuen Bauerngenossenschaften und alle möglichen andern Probleme brannten. Heute genehmigen die Genossen den neuen Fünfjahresplan und beschließen die Ausgabe von 48 Milliarden etwas aufgeblähter Rubel, feiern den Pakt mit Amerika und andere Pakte und sprechen durch ihre Führer zur Welt.

Gerade nachdem sich Japan in Moskau über die Reden gewisser Führer beschwerte, die Japan Kriegsabsichen vorwarfen, hält es der Sowjetdiktator für notwendig, alle Vorwürfe zu wiederholen und zu erklären, Japan habe es auf die russischen Küstengebiete abgesehen, und seine Militärs erörterten ohne Regierungsverbot den Russenkrieg.

„Wer seine Nase in den Sowjetgemüsegarten steckt, dem werden wir auf die Schnauze geben ..." Das ist ja eine krasse Aufforderung zum Tanze, wenn's nicht bloß innenpolitisch gemeint war.

-an-